

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die halbspaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Verlagsort 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Das Defizit.

* Leipzig, 20. Februar.

Wie schnell sich die Zeiten ändern!
Wie lang ist es her, seitdem das Centrum die neue große Schlachtflootte bewilligt hat! Einmal im Bewilligungsausschuss, stochte man auch ein stattliches Bouquet neuer Steuern zusammen und präsentierte dasselbe dem Schatzsekretär, der dabei denken mochte: „Mir graut vor der Götter Rache!“ und that, als wisse er gar nicht, was er mit dem vielen Gelde anfangen sollte, womit ihn die plötzliche Loyalität der Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht“ überschüttete.

Heute pfeift's in einer anderen Tonart. Bald darauf war der Schatzsekretär genötigt, ein Defizit in Aussicht zu stellen. Und nun muß er in seiner Mitteilung an die Budgetkommission berichten, daß sich das Defizit im Reich auf etwa 51 Mill. Mark beläuft, während in den Ueberweisungen an die Einzelstaaten etwa 18 Mill. Mark ausfallen. Das macht also zusammen gegen 70 Mill. Mark.

Wenn man bisher über die „Steuerschraube“ ohne Ende sich beklagt hat, so kommt nun auch noch die „Defizitschraube“ ohne Ende dazu. Denn wenn man im Reich von der Erhöhung der Matrikularbeiträge sprach, so jammerten die Einzelstaaten, daß sie nicht mehr leisten könnten, und in der That zeigt sich fast bei allen ein bedenklicher Ausfall in den Einnahmen, der nun so bedenklicher wird, als die Ueberweisungen von Seiten des Reiches auch bedeutend abnehmen. So schrauben sich beide Teile gegenseitig immer tiefer in das Defizit hinein, ohne daß jemand anzudeuten wüßte, wie man wieder herauskommen soll.

Das einzige Mittel wäre selbstverständlich eine Einschränkung der Ausgaben. Das hieße aber auf die Welt- und Flottenpolitik im bisherigen „großen Stil“ auf die Seeresvermehrungen und auf die Kolonialkämpfe verzichten. Diese Dinge haben die schnelle und schwindelnde Steigerung der Ausgaben herbeigeführt. Bei anderen Dingen wird gespart, mehr als man vor dem 20. Jahrhundert verantworten kann. Ein neuer Flottenplan ist schon da und einige Tage, bevor er zur Kenntnis der politischen Welt kam, mußte Graf Pofadowsky erklären, daß das Reich sich bei der Gründung von Heilstätten für Lungenleidende nur mit einem bescheidenen niedrigen Beitrag beteiligen könne, weil keine Geldmittel vorhanden seien.

Besser kann die Situation nicht beleuchtet, treffender unsere Reichspolitik nicht charakterisiert werden.

Damit geht auch wieder ein Stück alter Staatsweisheit in die Brüche. Denn an die so oft schon geforderte Reichseinkommensteuer mit entsprechender Progression denkt in den leitenden Kreisen offenbar niemand. Indirekte Steuern, neue und stärkere Heranziehung von Bier und Tabak, hat der Schatzsekretär bereits angeündigt. Wird man einmal

in der Not zu einer Reichseinkommensteuer schreiten, so werden die Herren Finanzmänner dieselbe nach ihren Begriffen zurechtmodellern, d. h. der arme Mann wird durch dieselbe nicht entlastet, sondern belastet werden, damit man den oberen Tausend nicht allzusehr in den Beutel zu greifen braucht. Und die indirekten Abgaben werden darum doch in die Höhe getrieben, die notwendigen Lebens- und Genussmittel nicht weniger verteuert werden.

Aber dies System hat eine natürliche Grenze. Die erteilte Weisheit sagt einfach: Wenn es an Einnahmen fehlt, so schreibt man neue Steuern aus.

Aber wie die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so kann man auf diesem Wege nicht bis ins Unendliche fortmachen. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß der Ausfall bei den Ueberweisungssteuern von einer Mindereinnahme bei den Vorkostensteuern herrührt, die im ganzen über 28 Millionen beträgt. Hier handelt es sich also nicht um Abgaben, die der arme Mann zu leisten hat; sie ruhen auf der großen und mittleren Handels- und Geschäftswelt. Welchen Wert legen seiner Zeit die Konservativen auf diese Steuern! Das waren doch Gesellschaftsklassen, die eine Belastung getragen konnten und zwar eine tüchtige. Und nun? Die Wirkungen der wirtschaftlichen Krise zeigen sich nun auch im Vorkostenmilieu.

Wenn man uns sagt, daß die erhöhten Kohlenpreise Mehrausgaben für Heer und Flotte verursacht haben, so glauben wir dies gern, aber wir könnten laut aufschreien, wenn man sich gebärde, als sei das Defizit durch derartige unerwartete Ausgaben mit verursacht. Die Post- und Telegraphenverwaltung haben Mindereinnahmen; das kommt von der Krise her; ebenso die Verminderung der Einnahmen der Reichsbahn. Die Mindereinnahmen aus der Malschottsteuer und aus der Brennsteuer hängen auch mit der Krise zusammen, die in den kommenden Jahren noch viel intensiver nach dieser Richtung wirken wird. Und wie ein Hohn klingt es dazwischen, daß auch die Zuckersteuer einen bedeutenden Minderertrag ausweist, weil man gesteigerte Ausgaben für die Ausfuhrprämien gehabt hat. Das ist die Belohnung für die Ausfuhrprämien, die den Zucker aus Ausland billiger liefern als aus deutsche Vaterland, das sie bei Wein und Braten so sehr zu lieben behaupten. Diese edlen Patrioten scharren ihr Schäfchen trotz Krise und trotz Defizit — mit Hilfe des Staats.

Dies Bild der Reichsfinanzen läßt „tief bliden“ und kein Mensch wird einen anderen Eindruck gewinnen, als daß die Klemme verursacht ist durch die Krise und durch die enorme Steigerung der Ausgaben. Da hilft keine Schönfärberei in Mos.

Bevor diese Defizitwirtschaft begann, hatte das Reich meist Ueberüberschüsse bis zu 30 Millionen Mark zu verzeichnen. Wir beurteilten dies anders als die bürgerlichen Parteien. Denn wenn die mit indirekten Steuern arbeitende Finanzwirtschaft des Klassenstaats Ueberüberschüsse liefert, so beweist

das nur, daß die große Masse schwer belastet ist. Nichts lag uns darum ferner, als der Jubel über die Ueberüberschüsse. Aber mit der Flottenpolitik setzte a tempo auch das Defizit ein, von den Anleihen abgesehen. Von 2 Millionen im Jahre 1900 stieg das Defizit dann rasch auf 51 Millionen. Mit diesem Defizit muß das neue Finanzjahr bepackt werden, das ohne Zweifel selbst ein Defizit aufzuweisen haben wird, denn die Mindereinnahmen werden nicht aufhören. Die neuen Steuern werden das nicht einbringen, was man von ihnen erhofft, wenn der Reichstag sie überhaupt bewilligt, denn auch die Flottenpatrioten werden nicht „mit Surra“ daran gehen wollen, dem von einer Krise bedrängten Volke gerade in diesem Moment, da um die Brotvertreibung gekämpft wird, noch neue indirekte Steuern auf seine letzten Genussmittel zu legen.

So hat es immer begonnen, wenn es abwärts ging mit den großen Gemeinwesen, die ihre Mittel auf äußeren Glanz und Schein, auf das Trugbild der „Weltmacht“ verwendeten, während im Innern tausend Mängel obwalteten und eine innere Erstarkung daher nicht möglich war, weil die Kosten des äußerlichen Glanzes alles verschlangen. Und wenn noch so stattliche Heere dastehen, wenn noch so imposante Flotten die Meere durchsuchen — es fehlt die Gesundheit des Volkskörpers, die dem Ganzen allein Halt und Dauer geben kann. Schätzigtausend Arbeitlose allein in der Reichshauptstadt und dabei ein großes Defizit im Budget und neue Steuern in Aussicht!

Da mag wer will sich mit den „Erfolgen“ bei dem chinesischen Abenteuer, mit dem „Aufblühen“ von Kiautschou und mit ähnlichen Rüstungen begnügen. Wir können keiner Politik zustimmen, die nicht in erster Linie sich damit beschäftigt, das Massenelend im Innern zu bekämpfen und die Mittel des Staats für die Gesundheit der eigenen Zustände flüssig zu machen.

Man wird auf der betretenen Bahn fortschreiten und wird in wohl absehbarer Zeit noch erkennen müssen, wohin das führt.

Politische Ueberblick.

Staatskanzlei.

Für die Zukunft des österreichischen Staates war der letzte Dienstag ein Tag von weittragender Bedeutung. Das Abgeordnetenhause hatte zu den Vorfällen von Triest und zu den Maßnahmen der Behörden, die dort getroffen worden sind, Stellung zu nehmen. Wie so oft waren auch diesmal die Mollen völlig verlauscht. Die Regierung des Herrn v. Forster hat sich als das destruktivste Element im Staate bewiesen, während die Sozialdemokraten zu retten versuchten, was in Triest noch zu retten ist.

Der Fall ist außerordentlich lehrreich, nicht bloß für Oesterreich allein. Triest ist zugleich der unersehbare Mittelmeerhafen des österreichischen Handelsgebietes und eine italienische Stadt. Diesen wichtigen Punkt nicht bloß mit den Mitteln

Die Stadt war in Aufregung. Es hatte sich ein wirkliches Ereignis zugetragen. Nämlich die folgende Geschichte:

Der alte Redakteur Heilbunth hatte eine „Geschäftsreise“ nach der Hauptstadt gemacht, — die Gänsefüßchen stammten von der „leibhaftigen Bosheit“ — und wollte mit dem letzten Zuge zurückkehren. Und die Uhr wurde 11 Uhr 35 Minuten, und der Zug kam und hielt an und fuhr weiter. Aber es war kein Redakteur da. Dagegen in ihrer Wohnung sah Frau Heilbunth und wartete bis ein Viertel über zwölf mit Thee und Butterbrot. Dann aber fühlte sie sich beleidigt und ging zu Bett. Noch immer kein Redakteur. Die verlassene Gattin versuchte zu schlafen. Aber jedesmal, wenn die Dornholmer Uhr draußen auf dem Vorplatz mit ihren scharfen Schlägen die Stunden verkündete, erwachte sie und lugte nach dem benachbarten Bett hinüber. Kein Ehegemahl war da! Und die Uhr schlug zwei, sie schlug drei, vier und fünf! — Endlich gegen sechs Uhr hörte sie ihren Leander den Schlüssel in die Hausthür stecken. Und nach einer kleinen Weile betrat er das eheliche Schlafgemach.

Frau Heilbunth erhob sich in ihrer ganzen Größe. „Mein Gott, Heilbunth, wie ich mich ängstigt habe!“

„Gm!“ sagte Heilbunth und setzte sich auf einen Stuhl. Er war ungewöhnlich rot im Gesicht und keuchte stark.

„Aber wo bist Du denn nur gewesen, Heilbunth?“

„In Kopenhagen, Mutter, das weißt Du ja recht gut!“

„Ja, bist Du denn aber nicht mit dem Zug nach Hause gekommen?“

„Ja — a, natürlich, hi, hi, hi!“ lachte der Redakteur. „Glaubst Du etwa, daß ich gegangen bin?“

„Aber jetzt ist es doch Morgen, Heilbunth! Die Uhr ist sechs! Und der letzte Zug kommt ja um halb zwölf Uhr!“

„Ja — — Hü, hü, ho! Hü, hü, ho! Hohohoho, hi!“ piffte der Redakteur.

„Wo bist Du denn so lange gewesen?“

„Hü — hü — hui! Das bekommst Du noch früh genug zu wissen, liebe Trine!“

„Aber Heilbunth! Bist Du eigentlich betrunken?“

Der Redakteur lag hintenübergelehnt auf dem Stuhl, der unter den Bewegungen seines Fleisches knarrte, und lachte aus vollem Halse.

„Betrunken?“ sagte er. „Keine Spur, Du liebe Kluckhenne!“

„Weshwegen lachst Du denn so?“ An dem ehelichen Himmel zog ein Gewitter auf.

„Hi, hi, hi!“ gluckte Heilbunth — „das ist eine verteilte Geschichte! Wenn der liberale Peterjen dahinterkommt, bin ich in einem Jahr fertig! — — Ich bin austrangiert, Trine!“

„Was bist Du?“

„Austrangiert, sage ich, Dir!“

„Austrangiert — —?“

„Ja! Ha, ha, ha! Sie haben mich auf ein Seiten-gelände gestellt!“

Frau Heilbunth starrte ihn verständnislos an. „Du bist doch betrunken, Heilbunth!“ sagte sie mit Nachdruck.

„Weiß Gott, ich bin ganz nüchtern, Trine! Ich bin nicht betrunken als der Rücken meiner Buchdruckerhand!“ (Fortsetzung folgt.)

Seniileton.

Manuskript von...

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Hörst Du denn nicht, daß Deine Mutter nahe daran ist, sich einen Bruch anzuschreiben!“ sagte Bister. „Fort mit Dir!“ Und er zog den Zungen vom Stuhl und puffte ihn bis an die Thür.

Aber da blieb Friedrich stehen. „Geh jetzt, lieber Fridy! Ich bitte Dich doch so herzlich darum!“

„Na, wird es halb!“ sagte Bister. „Oder soll ich etwa eine Feuerzange heiß machen?“

Der Klumpen warf einen verzweifelten Blick auf das Bett. Dann öffnete er die Thür ganz langsam und ganz wenig und schauerte sich durch die Spalte.

Aber er ging nicht weiter als bis in die Küche. Dort stand er und horchte und wartete, bis der Doktor das Haus verlassen hatte und die Mutter eingeschlafen war.

Dann schlich er wieder auf seinen Wachposten zurück. Und wenn dann die Kranke erwachte, erzählte er eine Menge Dinge, die ihm unterwegs begegnet waren, und brachte ihr einen ganzen Haufen Grüße von freundlichen Menschen, die ihn angehalten und sich nach ihrem Befinden erkundigt hatten.